

1.5. Nähere Erläuterungen zur Methode der Untersuchung

Die Methode dieser Untersuchung resultiert aus zwei Aspekten:

- 1.) dem Befund an Stellen, in denen der Begriff „Sprachsinn“ in Humboldts Schriften¹ auftaucht. Deshalb soll dieser Befund, im Anhang dieser Untersuchung ausführlich aufgelistet, hier zunächst kommentierend vorgestellt werden.
- 2.) Humboldts Methode.

1.) In 1.2.e. wurde für diese Untersuchung die Maxime aufgestellt, möglichst auf den Ebenen der einzelnen Humboldtschriften zu argumentieren. Um den Befund an Stellen, in denen der Begriff „Sprachsinn“ in Humboldts Schriften auftaucht, in das Leben und Werk Humboldts einordnen zu können, wird dazu als erstes kurz die Vita Humboldts rekapituliert. Werk und Leben ist bei Humboldt sehr eng miteinander verbunden. Borsche behauptet sogar: »Humboldts Werk ist in erster Linie sein Leben.«² Sein Leben wird von seinen Biographen gern in drei Abschnitte unterteilt:

Den ersten Abschnitt lässt man gewöhnlich bis zur markanten Zeitäsur 1800 gehen. Humboldt unternimmt in den Jahren 1800 und 1801 von Paris aus zwei Reisen ins Baskenland, um dort u.a. für die bis dahin größtenteils unbekannte baskische Sprache Feldstudien zu betreiben. Hier scheint Humboldts eigentlicher Studiengegenstand Sprache zum ersten Mal in den Vordergrund zu treten. Vor dieser Zäsur ging er als Freund Schillers und Goethes hauptsächlich ästhetischen Studien nach.

Den zweiten Abschnitt lässt man ebenfalls bis zu einem markanten Zeitpunkt gehen: Humboldts Entlassung aus dem Staatsdienst zum Jahreswechsel 1819/1820. Bis dahin hatte er als Preußischer Kulturminister, Preußischer Gesandter am Wiener Kongress und andern Funktionen im Rampenlicht der damaligen politischen Öffentlichkeit gestanden. In diesem Lebensabschnitt stehen Humboldts Beschäftigungen mit der Sprache eher im Hintergrund.

Ihm folgt bis zu seinem Tod 1835 die Zeit der »Zurückgezogenheit«³ auf Schloss Tegel, in der er sich fast ausschließlich sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Beschäftigungen hingibt. »Eine gewaltige wissenschaftliche Korrespondenz verbindet ihn mit allen Teilen der gelehrten Welt.«⁴ Zudem stellt er seine Arbeit in Reden vor der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften regelmäßig einem Publikum vor, »das nicht als Fachpublikum im engeren Sinne gelten konnte«⁵.

¹ Welche der Schriften Humboldts für diese Untersuchung berücksichtigt wurden und was Kriterium der Auswahl war, siehe entsprechende Liste im Anhang dieser Untersuchung!

² Borsche 1990, S. 29

³ Haym 1856, S. XI und 429ff.

⁴ Borsche 1990, S. 28

⁵ Trabant 1994, S. 220

Diese Einteilung ist zur groben Orientierung hilfreich, bei genauerer Betrachtung sehen die Dinge allerdings verwickelter aus. Einmal stehen die verschiedenen Tätigkeiten Humboldts keineswegs zusammenhanglos nebeneinander und folgen auch nicht zeitlich so schön aufeinander, wie es diese Einteilung nahelegt. Humboldts intensive Beschäftigung mit der Sprache ist wahrscheinlich nicht früh genug anzusetzen. Als Beleg dafür sei eine in der Literatur über den Sprachphilosophen Humboldt meines Wissens nirgends beachtete Briefstelle angeführt. Am 8. November 1790, Humboldt ist 23 Jahre alt, schreibt Humboldt an Caroline von Dacheröden, seine späteren Frau:

Ich lerne jetzt Hebräisch bei Spaldings jüngstem Sohn [...]. Die Sprache interessiert mich bloß um ihrer selbst willen. Sie weicht so erstaunlich von allen andern ab, und sie trägt noch so viele Spuren von der ersten rohen Ideenentwicklung. Das ist mir überhaupt beim Sprachstudium fast allein wichtig, daß man die vielfältigen Arten kennen lernt, in welcher die Ideen ausgedrückt werden können. Der eigne Ausdruck in der Sprache, in der man nun selbst schreibt oder spricht, erhält nicht bloß dadurch mehr Geschmeidigkeit und eine mannigfaltigere Bildung, sondern die Klarheit der Ideen selbst gewinnt, je mehrere und verschiedenere Formen man davon lernt.⁶

Auch wenn das in diesem zitierten Brief Geäußerte nur nebenbei gesagt sein mag, so ist darin nichts Geringeres als die Fragestellung angesprochen, weshalb Humboldt sein ganzes Leben lang Sprachen studiert: daß er »die vielfältigen Arten kennen lernt, in welcher die Ideen ausgedrückt werden können.« Dieser Fragestellung ist seine berühmte Einleitung in sein Alterswerk über die Kawi-Sprache auf der Insel Java gewidmet. In ihrem Titel taucht sowohl der Begriff der „Verschiedenheit“ als auch der der „Ideenentwicklung“ aus dem zitierten Brief auf:

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Humboldts frühe Sprachstudien belegt auch der rege Briefwechsel mit Wolf, der 1792 einsetzt und intensiv bis circa 1800 geführt wird.⁷ Darin werden unendlich viele Philologica ausgetauscht. Humboldt arbeitete als Übersetzer von griechischen und lateinischen Texten stets an Sprache und mit Sprache. Er ist Freund von Schriftstellern und redet mit ihnen über ihre Sprachwerke. So ist also mehr als fraglich, ob Humboldt wirklich erst im Baskenland sein Thema „Sprache“ fand, und ob in diesem Fall Ursache und Folge nicht anders gewichtet werden müssen.⁸ Die Idee, Sprache vor Ort zu studieren, kam Humboldt nicht erst unterwegs, sie ging seinen Reisen voraus. Für die zweite, die er ohne Familie unternahm, ist dies auch belegt.⁹ Sprache vor Ort zu studieren, war für die damalige Zeit ein absolutes Novum. In der Studie, die Humboldt darüber später veröffentlichte¹⁰ und »die von der deutschen Forschung gewöhnlich als fragmentarische Gelegenheitsarbeit abgetan wird, in dieser

⁶ Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen (1906-1916), Bd. 1, S. 275. Ebenfalls in: Humboldt 1986, S. 102

⁷ Nach 1800 nimmt der Briefkontakt merklich ab. 80, also mehr als die Hälfte der 150 von Mattson 1990 edierten Briefe Humboldts an Wolf wurden bis 1800 geschrieben. Umfangmäßig beanspruchen diese Briefe 200 Seiten in dieser Edition, die Briefe von 1800-1821 dagegen lediglich 100 Seiten. Die Gründe dafür siehe im Vorwort dieser vorbildlichen Ausgabe.

⁸ Cf. Humboldt 1986, S. 76

⁹ Cf. Humboldt 1986, S. 77

¹⁰ Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der vaskischen Sprache. IV,57-232

Studie hat die anhebende amerikanische Linguistik nichts Geringeres als ein Modell erblickt, wie man die nordamerikanischen Indianersprachen zu untersuchen hätte.«¹¹

Andrerseits hört Humboldt nie auf, sich mit ästhetischen Studien zu beschäftigen, die seine Lebensjahre bis 1800 ausfüllen. Beleg dafür ist die Arbeit *Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung* aus dem Jahr 1830. Aus demselben Jahr stammt auch die *Rezension von Goethes zweitem römischen Aufenthalt*. Weitere Belege stellen die Kunstvereinsberichte dar, die mit zu dem Wenigen gehören, das Humboldt selbst veröffentlichte. Diese Berichte dürfen nicht unterschätzt werden. Humboldt schickte sie an seine Freunde, teilweise mit der Bitte um Besprechung.¹² Nicht unerwähnt bleiben sollte in diesem Kontext auch der Um- und Ausbau seines Schlosses zu Tegel durch von Schinkel in den Jahren 1821-24 sowie die Gestaltung seiner Antikensammlung in diesem Schloss.¹³

Wie lässt sich nun der Befund an Stellen, in denen der Begriff „Sprachsinn“ in Humboldts Schriften auftaucht, in Humboldts wissenschaftlichen Werdegang einordnen? Wenn unter „Sprachsinn“ Sinn für Sprache verstanden wird (1.3.), ist die erste Stelle, an denen der Begriff im Œuvre Humboldts auftaucht, der sogenannte Wallenstein-Brief. Humboldt schrieb diesen Brief im September 1800 aus Paris an Schiller. Dieser Brief ist Beleg dafür, wie Humboldts Überlegungen zur Sprache seinen ästhetischen Studien entwachsen. Um seine Äußerungen über den Gebrauch der Sprache durch Schiller zu erklären, geht Humboldt darin zu allgemeinen Überlegungen zur Sprache über. Diese Ausführung gehört mit dem von Leitzmann betitelten Fragment *Über Denken und Sprechen* zu den »frühesten sprachphilosophischen Äußerungen Humboldts«¹⁴ überhaupt. Die Stelle, in der er von einem Sinn für die Sprache spricht, lautet:

Die Sprache ist [...], wenn nicht überhaupt, doch wenigsten sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet. Sie übt aber auf die Art unsres Denkens einen andren gleich wichtigen Einfluß aus. Die Analogie ihrer Bildung, die sie eigentlich zu einer Sprache und zu dieser oder jener bestimmten macht, verbindet jeden einzelnen Theil in ihr aufs festeste mit allen übrigen, und denken wir uns dieselbe sehr groß, oder nehmen wir unsern Sinn für sie sehr geschärft an, so wirkt der Theil gerade ebenso auf uns, als das Ganze.¹⁵

Das erwähnte Fragment *Über Denken und Sprechen* und die Ausführungen zur Sprache allgemein aus dem Wallenstein-Brief, in dem er teilweise wörtlich Formulierungen aus jenem Fragment übernimmt¹⁶, sind ein weiterer Beleg für Humboldts frühe Überlegungen zur Sprache allgemein.

¹¹ Kurt Mueller-Vollmer in Humboldt 1976, S. 264

¹² Siehe VI,333

¹³ Mehr dazu in Rave 1979

¹⁴ Andreas Flitner und Klaus Giel in Humboldt 1960-81, Bd. 5, S. 673. Cf. König 1992, S. 173, Anm. 15

¹⁵ Zitiert nach Humboldt 1960-81 Bd. 5, S. 196. Ebenfalls in: Humboldt 1962, S. 206,207

¹⁶ »die sinnlichen Zeichen, [...] wodurch wir [...] gewisse Portionen unseres Denkens zu Einheiten machen« aus dem Wallenstein-Brief (=Humboldt 1960-81, Bd. 5, S. 195/196) entspricht VII,582 Über Denken und Sprechen »Die sinnliche Bezeichnung der Einheiten [...], zu welchen gewisse Portionen des Denkens vereinigt werden [...]«

Überlegungen, die er dann vor allem in seinem dritten Lebensabschnitt weiter ausführt. Aus den Schriften, die er in dieser Zeit verfasste, stammen alle expliziten Sprachsinntellen. Die allererste findet sich in der Akademierede *Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung* von 1822:

Es ist aber schwer zu denken, dass jemals bei der Entstehung einer Sprache eine solche Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse voraussetzen würde. Sagt man, dass es wohl Nationen gegeben haben kann, die einen auf diese Weise klaren und durchdringenden Sprachsin besessen haben, so heisst dies den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen.¹⁷

Hier wird der Begriff gegeben, als sei er unmittelbar aus dem Kontext heraus verständlich. Erst in seinem letzten – posthum veröffentlichten – Werk, in der Einleitung zu seiner Arbeit über die Kawi-Sprache auf der Insel Java gibt Humboldt eine eindeutige Definition des Begriffs:

In der Sprache [...] unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsin (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt und auf schon Ueberkommenem beruht. Der innere Sprachsin ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip.¹⁸

Diese Fassung seines Begriffs „Sprachsin“ kurz vor seinem Tode ist freilich durch viele Ansätze vorbereitet. Eine Definition en passant gibt Humboldt bereits in der Akademierede *Über den Dualis*:

Alle grammatische Verschiedenheit der Sprachen ist [...] eine dreifache [...]: // a., zuerst in der Auffassung der grammatischen Formen nach ihrem Begriff, // b., dann in der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung, // c., endlich in den wirklichen, zur Bezeichnung dienenden Lauten. [...] // Durch den zweiten und dritten dieser Punkte, vorzüglich durch den letzten erlangt eine Sprache erst ihre grammatische Individualität, [...] Aber der erste bestimmt ihren Organismus, und ist vorzüglich wichtig, nicht bloss als hauptsächlich einwirkend auf den Geist und die Denkart der Nation, sondern auch als der sicherste Prüfstein desjenigen Sprachsinnes in ihr, den man in jeder als das eigentlich schaffende und umbildende Princip der Sprache ansehen muss.¹⁹

Bei der Akademierede über den Dualis handelt es sich auch um den Text Humboldts, in dem der Begriff „Sprachsin“ im Verhältnis zum Umfang am häufigsten vorkommt. Siehe folgende Statistik:

¹⁷ IV,296 Grammatische Formen. Welche Bezeichnungsart nach Humboldt »eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse« voraussetzt, ist in den vorausgehenden Sätzen ausgesagt: die der Flexion.

¹⁸ VII,250/251 Kawi-Einleitung

¹⁹ VI,21,22 Dualis

Schriften, in denen der Begriff mehrmals vorkommt	Vorkommen	auf jeder sound-sovielten Seite	besprochen in
Buchstabenschrift	6 mal auf 29 Seiten	4,83	5.3.
Grundzüge	9 mal auf 109 Seiten	12,11	2.2.
Dualis	8 mal auf 26 Seiten	3,25	2.4.
Griech.-Sanskritische Tempusbildung	2 mal auf 18 Seiten	9,00	
Verschiedenheiten	15 mal auf 193 Seiten	12,86	3.
Vom grammatischen Baue	5 mal auf 150 Seiten	30,00	4.
Kawi-Einleitung	60 mal auf 344 Seiten	5,73	5.

Der Begriff wurde in den berücksichtigten Schriften insgesamt 115 mal gezählt. Davon entfallen auf die *Kawi-Einleitung* 60, also mehr als die Hälfte. Auffallend ist, dass Humboldt in den Schriften, die der *Kawi-Einleitung* unmittelbar vorausgehen, relativ wenig von diesem Begriff Gebrauch macht. Die Vorgehensweise in der folgenden Untersuchung ist deshalb, den Begriff in jeder der aufgeführten Schriften zunächst für sich zu betrachten (1.2.e.), um solche Auffälligkeiten klären zu können. Dieses Vorgehen war bisher in der Literatur über Humboldt unüblich. Damit machte man sich unausgesprochen Steinthals These zu eigen, Humboldts Denken sei einheitlich:

Er, der sich auf so mannichfachen Gebieten des Erkennens bewegt, bringt überall dieselben Principien mit und macht dieselben überall geltend. Der Metaphysiker und der Ästhetiker und der Sprachforscher in Humboldt sind derselbe Denker; seine Welt-, seine Kunst-, seine Sprachanschauung werden von denselben Grundgedanken beherrscht und hängen aufs engste zusammen: aber auch zeitlich ist er immer derselbe: der junge Humboldt und der Staatsmann, der Freund des Jena-Weimarer Kreises und der Einsiedler von Tegel erkennen dasselbe Ziel des Strebens mit denselben Mitteln. Und dieselben Gedanken hängen bei ihm an denselben Worten und sprachlichen Wendungen überall und zu allen Zeiten.²⁰

Wie verträgt sich das aber mit dem Ringen, das Steinthal bei Humboldt feststellt, »seinem nie vollendetem Suchen«?²¹ Wie verträgt sich das mit dem dauernd neuen Ansetzen Humboldts, von dem 1.1. die Rede war? Mit Steinthal – das zeigte die in diesem Abschnitt gegebene Rekapitulierung von Humboldts Vita – ist davon auszugehen, dass der Humboldt, der sich mit ästhetischen Dingen beschäftigt, und der Sprachforscher Humboldt nicht zwei verschiedene Personen sind, die nichts miteinander zu tun haben. Beide verfahren nach denselben Prinzipien. Da ist Steinthal gewiss zuzustimmen. Was aber sind diese Prinzipien und müssen nicht auch Prinzipien im Laufe des Lebens erst erfasst und angeeignet werden? Und widerfahren ihnen bei diesem Prozess nicht auch Modifizierungen? Humboldt nennt den „Sprachsinn“ in beiden angeführten Definitionen ein Prinzip, dem er als Sprechender und Schreibender auch selbst unterliegt.²² Die Bezeichnung dazu findet er im seinem dritten Lebensabschnitt. Die Definition kurz vor seinem Tode.

²⁰ Steinthal 1884, S. 27

²¹ Steinthal 1884, S. 28

²² Borsche 1990, S. 13: »Das eigentliche Werk ist ihm die eigene Person: *Bildung einer geistigen Individualität durch Worte* – das ist der Sinn und die Botschaft seines Daseins.«

2.) Humboldts Methode war, sich ins Detail zu vertiefen und dabei den Blick fürs Ganze nicht zu verlieren, wobei die Ideen, wie die Details zusammengehören, möglichst durch das Studium am Detail gewonnen werden sollten. Diese Ideen sollten weitere Studien leiten. Die Ergebnisse dieser Studien können die leitenden Ideen bestätigen oder zur Folge haben, dass sie verworfen werden und anderen, neuen Ideen weichen müssen. Dieses Hin und Her zwischen theoretischen Überlegungen und genauem Faktenstudium ist ein nie abzuschließender Prozess und erklärt Humboldts Fülle von Entwürfen. Er setzte immer wieder neu an, wenn er durch Detailstudien dazu gezwungen wurde.

Dies entspricht nicht dem gängigen Bild von Humboldt als einem Denker, der abgehoben von allen konkreten Studien über die Sprache räsoniert. Doch ist dies die Folge der schiefen Editionsfrage seiner Schriften (1.1.a.).

In seiner Akademierede *Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers* stellt Humboldt seine Methode wie folgt vor:

Zwei Wege [...] müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst, wer dagegen gerade diesen über dem zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Erzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel, es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloss beschreiben lassen.²³

Der Vergleich mit der Naturbeschreibung²⁴ macht deutlich, dass Humboldt das, was er in dieser Abhandlung vom Geschichtsschreiber fordert, generell von einem Forscher verlangt:

[...] der Geschichtsschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloss die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem innern Zusammenhange giebt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, [...] Um dies aber zu können, muss er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut seyn, wie die vollständige Durchschauung des Besondern immer die Kenntniss des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muss das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet seyn.

Es versteht sich indess freilich von selbst, dass diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genauer zu reden, durch die, mit ächt historischem Sinn unternommene

²³ IV,37/38 Geschichtsschreiber

²⁴ Dass Humboldt hier die Naturbeschreibung anführt, ist kein Zufall. Alexander von Humboldts *Ansichten der Natur*, die er seinem »teuren Bruder Wilhelm von Humboldt« widmete, standen dazu Pate. Meyer-Abich schreibt im Nachwort zur seiner Ausgabe der *Ansichten der Natur*, dass niemand Alexander von Humboldt besser verstanden habe als sein Bruder. Er belegt das mit einem Brief Wilhelms von Humboldts, den dieser am 18. März 1793 aus Erfurt an Gustav Brinkmann schrieb: »Das Studium der physischen Natur nun mit dem der moralischen zu verknüpfen, und in das Universum, wie wir es erkennen, eigentlich erst die wahre Harmonie zu bringen, oder wenn dieses die Kräfte eines Menschen übersteigen sollte, das Studium der physischen Natur so vorzubereiten, daß dieser zweite Schritt leicht werde, dazu, sage ich, hat mir unter allen Köpfen, die ich historisch und aus eigener Erfahrung in allen Zeiten kenne, nur mein Bruder fähig erschienen. (Humboldt 1986, S. 125 = Humboldt 1939, S. 61)« Meyer-Abichs Kommentar zu dieser Briefstelle: »Besser als hier ist niemals wieder die Idee des Naturgemäldes definiert worden, sie ist nicht mehr und nicht weniger als die *Harmonie der physischen Natur mit der moralischen* oder modern ausgedrückt: *die Harmonie von Natur und Geschichte*.« In: Alexander von Humboldt 1969, S. 159. Mehr zu diesem Punkt 2.1.

Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt.²⁵

Die Forderung nach leitenden Ideen, die aber aus dem Studium am Detail selbst hervorgehen sollen und ihm nicht von vornherein vorgegeben werden dürfen, bringt Humboldt immer wieder in neue Formulierungen. Dabei ist ihm die optische Metapher der Übersicht, des Gesamtbildes oder der Gestalt hilfreich. Gleich zu Anfang seiner Akademierede findet er für die Aufgabe des Geschichtsschreibers folgende Worte: Was das »Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt.« Es »muss hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden.«²⁶ Der Begriff der Gestalt taucht in dieser Akademierede öfters auf²⁷ und ist mit einem zentralen Begriff Humboldts verwandt, mit dem des Charakters (5.3.2.). Dieser Begriff fällt gleich zu Anfang in Humboldts Akademierede *Über den Dualis*, in der er sechs Jahre später zu Beginn die Aufgabe des Sprachforschers beschreibt:

Uebersieht man die Art, wie eine grammatische Form [...] in den verschiedenen Sprachen behandelt [...] wird, so wirft diese Nebeneinanderstellung sehr oft ein ganz neues Licht zugleich auf die Natur dieser Form, und die Beschaffenheit der einzelnen, in Betrachtung gezogenen Sprache. Es lässt sich alsdann der besondere Charakter, welchen eine solche Form in den verschiedenen Sprachen annimmt, mit demjenigen vergleichen, welchen die übrigen Sprachen an sich tragen, und somit der ganze grammatische Charakter dieser letzteren [...].²⁸

Im Anschluss empfiehlt Humboldt dazu als »Verfahrungsweise« die »möglichst vollständige Aufsuchung der Thatsachen«, verbunden mit einer »Ableitung aus blossen Begriffen [...], »um Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, und den richtigen Standpunkt zur Betrachtung und Beurtheilung der einzelnen Verschiedenheiten zu gewinnen«. Wie in der Akademierede über die Aufgabe des Geschichtsschreibers weist Humboldt auf die Gefahr hin, die »dem vergleichenden Sprachstudium gleich verderblich von der einseitigen Einschlagung des historischen, wie des philosophischen Weges droht.« Das Beschreiten beider Wege zusammen ergibt die »richtige Methodik«. Humboldt empfiehlt damit eine Verfahrensweise, die später als hermeneutischer Zirkel beschrieben wurde: von den einzelnen Tatsachen induktiv auf Begriffe schließen, mit denen dann deduktiv Einheit in die Mannigfaltigkeit gebracht werden kann, bzw. in den Worten aus der Akademierede *Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers*: die Ideen vom Allgemeinen leiten die Durchschauung des Besonderen, die Ideen vom Allgemeinen sollen aber aus der Fülle der Begebenheiten hervorgehen.

Hier nun die erste Arbeitsthese aus den in Kap. 1 gegebenen Data: Humboldt beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Problem: Wie beeinflusst die Verschiedenheit der Sprachen das Denken. Den zwei Fragen, die sich daraus ergeben, geht, wie gezeigt werden wird, auch Humboldt nach:

²⁵ IV,45/46 Geschichtsschreiber

²⁶ IV,35 Geschichtsschreiber. Flitner und Giel in ihrem Kommentar zu dieser Stelle (= Humboldt 1960-81 Bd. V, S. 364): »*Gestalt*: Zentralbegriff Humboldts im Zusammenhang sinnlich-empirischer und idealischer Formen; vgl. Spranger 1908/1, S 551 ff.« Im Literaturverzeichnis dieser Untersuchung = Spranger 1908b S. 551 ff.

²⁷ IV,42,43 (3x),44 Geschichtsschreiber

- 1.) wie erklärt sich die Verschiedenheit der Sprachen und
- 2.) worin liegt das Gemeinsame oder die Einheit der Menschheit?

Er findet eine überzeugende Antwort, die beide Fragen gleichzeitig klären. Einen ersten Fingerzeig bietet die Sprachsinndefinition aus der *Kawi-Einleitung* VII,250. Humboldt spricht dort vom Sprachsinne als von dem auf Sprache gerichteten geistigen Vermögen. Humboldt benutzt anderweitig auch den Begriff „Sprachvermögen“ (cf. Aufstellung im Anhang). Das Sprachvermögen fasst Humboldt als Einheit. Diese Einheit muss sich aber entwickeln. Das geschieht in die verschiedensten Richtungen. Sein Beispiel ist das Sprechenlernen der Kinder. Die Einheit der menschlichen Natur beweist sich für Humboldt darin,

dass Kinder jedes Volks, vom Mutterschoosse in jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen in dessen Sprache entwickeln.²⁹

Ein in dieser Allgemeinheit bis heute schlecht leugbarer Tatbestand. Allerdings wird dadurch die Einheit des Sprachvermögens zu einer nicht näher zu fassenden Potenz, die sich in die verschiedensten Richtungen entwickeln kann (6.a.). Humboldts Methode aufgreifend und auf ihn selbst angewandt soll im Folgenden sein Weg zu dieser Einsicht in der Abfolge seiner Schriften nachverfolgt werden, um seine Einsicht dadurch besser verstehen zu können. Übergreifende Gedankengänge versuchen Entwicklungen aufzuzeigen, zusammenzufassen und auf den Punkt zu bringen. Damit möchte ich, wie bereits 1.0. angeführt, bei meiner historisch-kritisch ausgerichteten Studie die 4 Prinzipien befolgen, die Gerhard Seel für die Kantexegese aufstellte und deren Befolgung er meines Erachtens mit Recht auch für die Lektüre anderer philosophischer Texte als sinnvoll und erfolgsversprechend erachtet:

1. das Prinzip der Trennung von Interpretation und Kritik,
2. das ‚principle of charity‘³⁰,
3. das Prinzip der historischen Einordnung des Textes und
4. das Prinzip der Quellenkritik.³¹

Es geht darum, mittels einer Begriffsstudie dazu beizutragen, den Sinn von Texten eines als klassisch anerkannten Autors mit den Instrumenten der Philologie in der Sprache der Gegenwart zu erfassen. Im Hauptteil dieser Untersuchung geht es um die richtige Interpretation des Begriffs „Sprachsinn“. Im abschließenden Teil soll die Kritik zu Wort kommen.

²⁸ VI,5 Dualis

²⁹ V,385 Grundzüge || VI,178 Verschiedenheiten u. VII,58 Kawi-Einleitung. Schon III,297 *Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache* hatte Humboldt formuliert: »Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie [die Sprache] aus dem Munde einer Nation, und als ein nicht minder staunenswerthes, wenn gleich täglich unter uns wiederholtes, und mit Gleichgültigkeit übersehenes, aus dem Lallen jedes Kindes hervor, [...]«

³⁰ Zur Geschichte dieses Begriffs und seiner Vorläufer Scholz 1999, besonders S. 28-34 zur ‚caritas‘ bei Augustinus und Abaelard, dem Prinzip der Billigkeit bei Christian Wolff, Alexander Gottlieb Baumgarten, Georg Friedrich Meier und Johann Heinrich Lambert S. 51-68, die Kapitel zum ‚principle of charity‘ bei Neil L. Wilson, W. V. Quine und Donald Davidson S. 88-122, der Kritik dieses Prinzips bei Grandy S. 125-127 sowie seiner systematischen Reflexion durch Scholz S. 195-249

³¹ Seel 2001, S. 182